

dtv

eBook

Kevin Brooks

Lucas

Kevin Brooks

Lucas

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

Deutscher Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe 2005

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags
zulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen und die
Einspeicherung -und Verarbeitung in elektronischen
Systemen.

eBook ISBN 978-3-423-41053-3 (epub)

ISBN der gedruckten Ausgabe 978-3-423-70913-2

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und
Bücher finden Sie auf unserer Website

www.dtv.de/ebooks

Für Susan -
für alles,
für immer

Es war mein Vater, der die Idee hatte, ich sollte über Lucas, Angel und alles andere, was im letzten Sommer passiert ist, schreiben. »Du wirst dich dadurch nicht besser fühlen«, sagte er, »vielleicht wird sogar eine Weile alles noch schlimmer. Aber du darfst nicht zulassen, dass die Traurigkeit in dir drinnen stirbt. Du musst ihr ein bisschen Leben gönnen. Du musst . . .«

». . . alles rauslassen?«

Er lächelte. »So ungefähr.«

»Ich weiß nicht, Dad«, seufzte ich. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine Geschichte schreiben kann.«

»Ach was, Unsinn. Jeder kann eine Geschichte schreiben. Es ist das Einfachste von der Welt. Was glaubst du, wie ich es sonst schaffen würde, damit mein Geld zu verdienen? Du musst nur die Wahrheit erzählen, genau so, wie es war.«

»Aber ich weiß nicht, wie es war. Ich kenne nicht alle Details, alle Fakten –«

»Geschichten sind keine Fakten, Cait, auch nicht Details. Geschichten sind Gefühle. Du hast doch deine Gefühle, oder etwa nicht?«

»Eher zu viele«, sagte ich.

»Na bitte, das ist alles, was du brauchst.« Er legte seine Hand auf meine. »Wein dir eine Geschichte, Kleines. Es geht. Glaub mir.«

Und genau das hab ich gemacht, ich habe mir eine Geschichte geweint.

Und das ist sie.

Caitlin McCann

Inhalt

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Zwölf

Dreizehn

Vierzehn

Fünfzehn

Sechzehn

Siebzehn

Achtzehn

Neunzehn

Zwanzig

Einundzwanzig

Zweiundzwanzig

Dreiundzwanzig

Eins

Ich sah Lucas zum ersten Mal letzten Sommer an einem sonnigen Nachmittag Ende Juli. Natürlich wusste ich da noch nicht, wer er war . . . das heißt, wenn ich es mir genau überlege, wusste ich nicht einmal, *was* er war. Das Einzige, was ich vom Rücksitz des Wagens aus erkennen konnte, war eine grün gekleidete Gestalt, die im flimmernden Dunst der Hitze den Damm entlangtrottete; eine schwächliche, zerlumpte Person mit einem Wuschelkopf aus strohblondem Haar und einer Art zu gehen – ich muss immer noch lächeln, wenn ich dran denke –, einer Art zu gehen, als würde er der Luft Geheimnisse zuflüstern.

Wir waren auf dem Weg vom Festland zurück.

Dominic, mein Bruder, war bei Freunden in Norfolk gewesen, nachdem er einen Monat zuvor sein erstes Jahr an der Uni beendet hatte. Am Morgen hatte er angerufen, er sei auf dem Weg nach Hause. Sein Zug sollte um fünf ankommen und er hatte gefragt, ob wir ihn am Bahnhof abholen würden. Eigentlich hasst es Dad, gestört zu werden, wenn er schreibt (was er fast immer tut), und genauso hasst er es, irgendwohin zu müssen, aber wenn man mal vom üblichen Seufzen und Stöhnen absah – *Warum kann der Junge kein Taxi nehmen? Was hat er gegen den verdammten Bus?* –, dann konnte ich am Blitzen in seinen Augen erkennen, dass er sich ehrlich darauf freute, Dominic wiederzusehen.

Nicht dass Dad unglücklich war, die ganze Zeit mit mir zu verbringen, aber seit Dom an der Uni war, hatte er, glaube ich, das Gefühl, als fehle etwas in seinem Leben. Ich bin sechzehn (damals war ich fünfzehn) und Dad ist irgendwas über vierzig. Schwierige Alter – für uns beide. Erwachsen werden, erwachsen sein müssen, Mädchensachen, Männersachen, mit Gefühlen klarkommen, die keiner von uns versteht . . . das ist nicht leicht. Wir können einander nicht immer geben, was wir brauchen, egal wie sehr wir uns bemühen. Manchmal hilft es einfach, jemanden dazwischen zu haben, jemanden, an den man sich wenden kann, wenn einem die Dinge über den Kopf wachsen. Wenn sonst nichts, so war Dominic doch zumindest immer ein guter Vermittler gewesen.

Natürlich war das nicht der einzige Grund, warum Dad sich freute ihn wiederzusehen – Dominic war schließlich sein Sohn. Sein Junge. Er war stolz auf ihn. Er machte sich Sorgen um ihn. Er liebte ihn.

Ich auch.

Aber irgendwie war ich nicht ganz so aufgereggt ihn wiederzusehen wie Dad. Ich weiß nicht, warum. Nicht dass ich ihn nicht sehen *wollte*, ich wollte es ja. Es war nur . . . ich weiß auch nicht.

Irgendwas störte mich.

»Bist du fertig, Cait?«, hatte Dad gefragt, als es Zeit war aufzubrechen.

»Warum fährst du nicht allein?«, schlug ich vor. »Dann könnt ihr euch auf dem Rückweg mal so richtig ausquatschen zwischen Vater und Sohn.«

»Ach, komm, er will doch auch seine kleine Schwester wiedersehen.«

»Na gut, warte eine Sekunde. Ich hol eben Deefer.«

Dad hat fürchterliche Angst, allein zu fahren, seit Mum vor zehn Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Ich versuche ihn immer zu ermutigen, aber ich mag auch nicht zu sehr drängen.

Jedenfalls waren wir aufs Festland gefahren und hatten Dominic vom Bahnhof abgeholt, und da saßen wir nun alle – die ganze Familie McCann in unseren altersschwachen Fiesta gestopft, auf dem Weg zurück zur Insel. Dad und Dominic vorn, ich und Deefer auf der Rückbank. (Deefer ist übrigens unser Hund. Ein großes, schwarzes, übel riechendes Etwas mit einem weißen Streifen über dem einen Auge und einem Kopf groß wie ein Amboss. Dad behauptet immer, Deefer sei eine Mischung aus Stinktier und Esel.)

Dominic hatte, seit er seinen Rucksack in den Kofferraum geworfen und in den Wagen gestiegen war, nonstop geredet. Uni hier, Uni da, Schriftsteller, Bücher, Zeitschriften, Partys, Leute, Geld, Clubs, Konzerte . . . er unterbrach sich nur, wenn er eine Zigarette anzündete, was ungefähr alle zehn Minuten der Fall war. Und wenn ich sage Reden, dann meine ich nicht Sich-Unterhalten, sondern Brabbeln wie blöde. » . . . Ich sag dir, Dad, du würdest es verdammt nicht glauben . . . diese Idioten haben doch tatsächlich verlangt, dass wir *EastEnders* gucken, Himmel noch mal . . . Soll irgendwas mit *Massenkultur* zu tun haben, was immer das sein mag . . . Und noch so eine Sache, die

allererste Vorlesung, ja? Ich sitze da, höre diesem schwachsinnigen alten Professor zu, der über *Marxismus* oder sonst irgendeinen Scheiß rumschwafelt, und denk mir meinen Teil. Plötzlich hört er auf zu reden, sieht mich an und fragt: »Warum machen Sie sich keine Notizen?« Ich konnt's nicht *fassen*. *Warum machen Sie sich keine Notizen?* Scheiße! Ich dachte, Uni hätte was mit freier Willensentscheidung zu tun, weißt du? Erziehung zur Mündigkeit und Eigenverantwortung, die Freiheit, im eigenen Tempo zu lernen . . .«

Und und und. In einer Tour immer so weiter.

Das gefiel mir nicht.

Die Art, wie er sprach, sein ständiges Fluchen, wie er seine Zigarette rauchte und mit den Händen herumwedelte wie ein Möchtegern-Intellektueller . . . es war nur peinlich. Ich fühlte mich unwohl – es war dieses Zusammenzucken vor Unbehagen darüber, dass jemand, den du gern hast und der dir nahe steht, plötzlich anfängt sich wie ein kompletter Idiot zu benehmen. Und es gefiel mir auch nicht, dass er mich so vollkommen ignorierte. Gemessen an der Aufmerksamkeit, die ich von ihm bekam, hätte ich auch gar nicht da sein können. Ich fühlte mich wie ein Fremder in unserem eigenen Auto. Erst kurz bevor wir die Insel erreichten, unterbrach sich Dominic, um Luft zu holen, drehte sich um, kraulte Deefers Kopf (»Hey, Deef«) und wandte sich an mich.

»Alles klar, Kleine? Wie läuft's denn so?«

»Hallo, Dominic.«

»Was ist los? Du siehst anders aus. Verdammt, was hast du mit deinen Haaren gemacht?«

»Dasselbe wollte ich dich fragen.«

Er grinste und fuhr sich mit der Hand über den blond gefärbten Kurzhaarschnitt. »Gefällt's dir?«

»Sehr schick. Surfermäßig. Sehen alle so aus in Liverpool?«

»Na ja, sie sehen jedenfalls nicht *so* aus«, sagte er und strich mir übers Haar. »Hübsch. Wie nennt sich der Stil - Igel?«

»Igel haben Stacheln«, erwiderte ich und richtete ein Haargummi gerade. »Das sind Puschel.«

»Puschel? Na klar.« Er paffte seine Zigarette. »Wie findest du es denn, Dad?«

»Ich finde, es steht ihr«, sagte Dad. »Und abgesehen davon hab ich lieber einen Igel in der Familie als einen Neonazi-Surfer.«

Dominic lächelte, während er weiter auf meine Haare schaute.

»Und was hält dein Liebster davon?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Simon«, sagte er. »Was meint Simon dazu?«

»Keine Ahnung.«

»Ihr habt euch doch nicht etwa getrennt, oder?«

»Oh, sei doch nicht so kindisch, Dominic. Simon ist bloß ein Freund -«

»In dem Glauben möchte er dich gern lassen.«

Ich stöhnte. »Mann, ich dachte, du würdest erwachsen, wenn du zur Uni gehst?«

»Ich doch nicht«, antwortete er und zog ein Gesicht. »Ich entwickle mich rückwärts.«

All die schlechten Erinnerungen an Dominic kamen langsam wieder hoch. Das Sticheln, die höhnischen Bemerkungen, dass er mich ständig auf den Arm nahm und wie ein dummes kleines Mädchen behandelte . . . Ich glaube, das war einer der Gründe, warum ich ein bisschen verhalten war über seine Rückkehr – ich wollte nicht mehr wie ein dummes kleines Mädchen behandelt werden, schon gar nicht von jemandem, der sich selbst nicht dem eigenen Alter entsprechend aufführte. Und die Tatsache, dass ich ein Jahr zugebracht hatte, *ohne* ständig wie ein Trottel behandelt zu werden, machte das Ganze noch schlimmer. Ich war es nicht mehr gewöhnt. Und wenn man etwas nicht gewöhnt ist, ist es noch schwerer, damit klarzukommen. Deshalb wurde ich langsam sauer.

Aber dann, gerade als ich dabei war, ernstlich wütend zu werden, reichte Dominic nach hinten und berührte ganz leicht meine Wange.

»Schön, dich zu sehen, Cait«, sagte er sanft.

Einen Moment war er wieder der Dominic, den ich kannte, bevor er volljährig wurde, der *wahre* Dominic, der, der auf mich aufpasste, wenn es nötig war, dass jemand auf mich aufpasste – mein großer Bruder. Aber fast im selben Augenblick zuckte er die Schultern und wandte sich ab, als wäre er sich selbst unangenehm, und das alte Großmaul Dom war wieder da.

»Hey Dad«, donnerte er los, »verdammst, wann besorgst du dir endlich ein neues Auto?«

»Und wozu brauche ich ein neues Auto?«

»Weil das hier ein verfluchter Schrotthaufen ist.«

Sehr freundlich.

Der Inselhimmel hat sein eigenes unverkennbares Licht, einen schillernden Glanz, der sich mit den Stimmungen der See verändert. Es ist nie gleich und doch immer gleich. Wenn ich es sehe, weiß ich jedes Mal, dass ich gleich zu Hause bin.

Zu Hause, das ist eine kleine Insel mit Namen Hale. Sie hat eine Länge von ungefähr vier Kilometern und bringt es an der breitesten Stelle auf zwei Kilometer. Mit dem Festland ist sie durch eine schmale Straße verbunden, die auf einem kurzen Damm das Mündungsgebiet des Flusses durchquert. Die meiste Zeit würde ein Fremder gar nicht merken, dass es ein Damm ist, und auch nicht glauben, dass Hale eine Insel ist, denn in der Regel ist die Mündung nichts als eine weite Fläche aus Reet und braunem Schlick. Aber bei Springflut, wenn das Wasser der Mündung etwa einen halben Meter über die Straße steigt und niemand mehr überkann, bis die Ebbe einsetzt, dann weiß man, es ist eine Insel.

Aber als wir an jenem Freitagnachmittag die Mündung erreichten, war Ebbe und der Damm lag klar und trocken in der flimmernden Hitze vor uns – ein erhöhter Streifen blassgrauer Beton, begrenzt von weißen Geländern, unterhalb davon auf beiden Seiten ein Fußweg und Kopfsteinpflaster als Uferbefestigung bis hinunter ins Wasser. Hinter den Geländern glänzte die Mündung in diesem wunderbaren silbernen Licht, das nachmittags aufkommt und bis zum frühen Abend anhält.

Wir waren halb über den Damm, als ich Lucas sah.

Ich erinnere mich ziemlich genau an den Moment: Dominic lachte gerade dröhnend über irgendetwas, das er gesagt hatte, und tastete dabei seine sämtlichen Taschen ab auf der Suche nach einer neuen Zigarette; Dad versuchte, so gut er konnte, amüsiert zu wirken und zog müde an seinem Bart; Deeper saß wie immer kerzengerade in seiner Ich-bin-einsehr-ernster-Hund-in-einem-Auto-Pose und blinzelte nur ab und zu mal; ich hatte mich zur Seite gelehnt, um den Himmel besser sehen zu können. Nein . . . das kriege ich besser hin. Ich erinnere *exakt* meine Haltung. Ich saß leicht rechts von der Mitte der Rückbank, die Beine übereinander geschlagen und ein wenig nach links gebeugt, um über Dominics Schulter hinweg durch die Windschutzscheibe zu sehen. Den linken Arm hatte ich ausgestreckt und um Deefers Rücken gelegt, die Hand ruhte auf seiner Decke, die voller Staub und Hundehaare war. Mit der rechten Hand hielt ich mich am Rahmen des offenen Fensters fest, damit ich mehr Halt hatte. Ich erinnere alles noch ganz genau. Das Gefühl des heißen Metalls in meiner Hand, die Gummileiste, den kühlenden Wind auf den Fingern . . .

Das war der Moment, als ich ihn zum ersten Mal sah – eine einsame Gestalt am äußersten Ende des Damms, auf der linken Straßenseite, mit dem Rücken zu uns, unterwegs zur Insel.

Abgesehen vom Wunsch, Dominic möge endlich aufhören so laut herumzublöken, war mein erster Gedanke: Wie seltsam, jemanden über den Damm gehen zu sehen. Leute, die zu Fuß unterwegs sind, gibt es hier selten. Die nächste Stadt ist Moulton (wo wir gerade herkamen), ungefähr

fünfzehn Kilometer weit weg auf dem Festland; zwischen Hale und Moulton gibt es nichts außer kleinen Ferienhäusern, Bauernhöfen, Heideland, Viehweiden und ein, zwei abgelegenen Pubs. Deshalb gehen die Inselbewohner nie zu Fuß, es gibt einfach nichts in der Nähe, *wohin* man laufen könnte. Und wenn man nach Moulton will, fährt man entweder mit dem Auto oder nimmt den Bus. Daher sind die einzigen Fußgänger, mit denen man hier in der Gegend rechnen kann, Wanderer, Vogelliebhaber, Wilddiebe oder, ganz selten, Leute wie ich, die einfach gern laufen. Doch selbst aus der Entfernung konnte ich erkennen, dass die Gestalt da hinten in keine dieser Kategorien passte. Ich war mir nicht ganz im Klaren, warum, aber ich wusste es. Deeper wusste es auch. Er hatte die Ohren gespitzt und blinzelte neugierig durch die Windschutzscheibe.

Als wir näher kamen, konnte ich die Gestalt besser wahrnehmen. Es war ein junger Mann oder ein Junge, lässig angezogen mit graugrünem T-Shirt und ausgebeulter grüner Hose. Er hatte sich eine Armyjacke um die Taille gebunden und eine grüne Leinentasche über die Schulter geworfen. Das Einzige an ihm, was nicht grün war, waren die zerschlissenen schwarzen Boots an seinen Füßen. Auch wenn er eher klein wirkte, war er doch nicht so schwächling, wie ich anfangs gedacht hatte. Er war zwar nicht unbedingt muskulös, aber er sah auch nicht eben schwächlich aus. Es ist schwer zu erklären. Er besaß so etwas wie eine verborgene Kraft, eine anmutige Stärke, die sich in seiner Ausgeglichenheit zeigte, in seiner Haltung, in der Art, wie er ging . . .

Wie ich schon sagte, wenn ich an Lucas' Gang denke, muss ich jedes Mal lächeln. Ich habe diesen Gang noch unglaublich lebendig in Erinnerung; sobald ich meine Augen schließe, sehe ich ihn genau vor mir. Ein lockeres Traben. Schön und stetig. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Schnell genug, um irgendwo hinzukommen, aber nicht so schnell, dass er unterwegs etwas verpassen würde. Federnd, lebhaft, entschlossen, unbeschwert und ohne Eitelkeit. Ein Gang, der sich in alles, was ihn umgab, einfügte und doch von allem unberührt blieb.

Man kann an der Art, wie Menschen gehen, viel über sie erfahren.

Als der Wagen noch näher herankam, merkte ich, dass Dad und Dominic aufgehört hatten zu reden, und ich war mir plötzlich einer eigenartigen, fast geisterhaften Stille bewusst, die in der Luft lag, nicht nur im Auto, sondern auch draußen. Die Vögel hatten aufgehört zu singen, der Wind hatte sich gelegt und der Himmel am Horizont hatte sich zum strahlendsten Blau aufgehellt, das ich je gesehen habe. Es war wie in einer dieser Filmszenen in Zeitlupe, die in absoluter Stille ablaufen, wenn einem die Haut anfängt zu prickeln und man einfach *weiß*, dass jeden Moment etwas Gewaltiges passieren wird.

Dad fuhr mit mehr oder weniger gleich bleibender Geschwindigkeit, wie er das immer tut, aber jetzt schien es, als würden wir uns kaum bewegen. Ich konnte die Reifen auf der trockenen Straße summen hören und die Luft, die am Fenster vorbeisauste, und ich konnte die Geländer auf beiden Seiten in verschwommenem Weiß vorbeizucken sehen, daher wusste ich, *dass* wir uns bewegten, aber die

Entfernung zwischen uns und dem Jungen schien sich nicht zu verändern.

Es war unheimlich. Fast wie ein Traum.

Dann, mit einem Mal, schienen Zeit und Entfernung wieder voranzutaumeln und wir fuhren auf gleiche Höhe mit dem Jungen. Als es so weit war, wandte er seinen Kopf und sah uns an. Nein, das ist falsch – er wandte seinen Kopf und sah *mich* an. Genau mich. (Als ich vor kurzem mit Dad darüber sprach, sagte er, er hätte genau das gleiche Gefühl gehabt – dass Lucas *ihn* ansah, als wäre *er* die einzige Person auf der ganzen Welt.)

Es war ein Gesicht, das ich nie vergessen werde. Nicht einfach wegen seiner Schönheit – obwohl Lucas ohne jeden Zweifel schön war –, sondern mehr wegen seines wunderlichen Ausdrucks, *jenseits* von allem zu sein. Jenseits der blassblauen Augen, der zerzausten Haare und des traurigen Lächelns . . . jenseits all dessen gab es noch etwas anderes.

Etwas . . .

Ich weiß noch immer nicht, was es war.

Dominic brach den Bann, indem er aus dem Fenster starrte und stöhnte: »Was ist *das* denn für einer, verdammt?«

Und dann war der Junge fort, vorübergesaust in den Hintergrund, während wir den Damm verließen und abdrehten Richtung Osten der Insel.

Ich wollte zurückschauen. Ich war wild entschlossen zurückzuschauen. Aber ich konnte nicht. Ich hatte Angst, dass er vielleicht nicht mehr da war.

Der Rest der Fahrt hatte etwas von einem verschwommenen Bild. Ich erinnere mich, dass Dad ein eigenartiges schniefendes Geräusch machte und mich im Spiegel ansah, dann räusperte er sich und fragte, ob mit mir alles in Ordnung sei.

Und ich weiß noch, wie ich antwortete: »Hm hmm.«

Und dass Dominic fragte: »Kennst du ihn, Cait?«

»Wen?«

»Den Gammeltypen, den kleinen Lump . . . dieses komische Etwas, das du da eben angestarrt hast.«

»Halt die Klappe, Dominic.«

Er lachte und äffte mich nach - »*Halt die Klappe, Dominic.*« - und dann wechselte er das Thema.

Ich erinnere mich, wie Dad einen Gang herunterschaltete und danach den Wagen in einem seltenen Ausbruch von Vertrauen den Black Hill hochjagte, und ganz vage erinnere ich noch, dass wir an dem Schild *Beware Tractors*, zu Deutsch: *Vorsicht, Traktoren*, vorbeifuhren, von dem allerdings die beiden Buchstaben *T* und *r* durch eine Hecke verdeckt sind, sodass man liest: *Beware actors* - *Vorsicht, Schauspieler*. Jedes Mal, wenn wir dran vorbeifahren, sagt einer von uns: *Guck mal, John Wayne!* Oder *Hugh Grant* oder *Brad Pitt* . . . Aber ich erinnere mich nicht, wer es an dem Nachmittag sagte.

Ich war eine Zeit lang irgendwo anders.

Wo, weiß ich nicht.

Alles, woran ich mich erinnere, ist ein seltsames Schwirren in meinem Kopf, eine derart intensive Erregung und Trauer, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte und vielleicht auch nie wieder spüren werde.

Es war, als ob ich gewusst hätte – da schon –, was passieren würde.

Während des letzten Jahres habe ich mich oft gefragt, was gewesen wäre, wenn ich Lucas an dem Tag nicht gesehen hätte. Wenn wir den Damm zehn Minuten früher überquert hätten oder zehn Minuten später. Wenn Dominics Zug Verspätung gehabt hätte. Wenn Flut gewesen wäre. Wenn Dad auf dem Rückweg noch tanken gefahren wäre. Wenn Lucas, wo immer er herkam, einen Tag früher oder später aufgebrochen wäre . . .

Was wäre passiert? Wäre alles anders gekommen? Wäre ich jetzt, in diesem Moment, eine andere Person? Wäre ich glücklicher? Trauriger? Würde ich andere Träume haben? Und was wäre mit Lucas? Was wäre mit Lucas passiert, wenn ich ihn an dem Tag nicht gesehen hätte? Würde er noch . . .

Und dann merke ich immer, wie völlig sinnlos solche Gedanken sind. Was, wenn . . . was hätte sein können . . .

Es spielt keine Rolle.

Ich habe ihn gesehen und nichts wird daran je etwas ändern.

Diese Dinge, diese Momente, die man für außergewöhnlich hält, sie haben so eine Fähigkeit, wieder zurück in die Wirklichkeit zu schmelzen, und je weiter wir uns von dem Damm entfernten – je weiter wir uns von dem Moment entfernten –, desto weniger kribbelig fühlte ich mich. Als wir in den schmalen Weg einbogen, der hinunter zu unserem

Haus führt, war das Schwirren in meinem Kopf so gut wie weg und die Welt wieder in etwa bei Normal angekommen.

Der Wagen polterte den Weg entlang und ich schaute hinaus auf das vertraute Bild: die Pappeln im Sonnenlicht, das immer wieder zwischen den Zweigen aufblitzte; die grünen Felder; die holperige Zufahrt; dann das alte graue Haus, wie es friedlich und einladend im kühler werdenden Sonnenlicht lag; und hinter allem der Strand und das Meer, das in der Weite des Abends funkelte. Außer einem einsamen Containerschiff, das langsam am Horizont auftauchte, lag das Meer ganz still und leer da.

Dad hat mir einmal erzählt, dass ihn dieser Teil von Hale, die Ostseite, an seine Kindheit zu Hause in Irland erinnere. Ich bin nie in Irland gewesen, also kann ich nichts dazu sagen. Aber ich weiß, dass ich alles an diesem Ort liebe – den Frieden, die Wildnis, die Vögel, den Geruch von Salz und Seetang, das Pfeifen des Windes, die Unberechenbarkeit des Meers . . . ich liebe sogar dieses abgelegene alte Haus mit seinem verwitterten Dach und seinen unebenen Mauern, seinem Wirrwarr von Anbauten und baufälligen Schuppen. Vielleicht ist es ja nicht das schönste Haus der Welt, aber es ist meins. Der Ort, wo ich lebe. Ich bin hier geboren.

Ich gehöre hierher.

Dad stellte den Wagen im Hof ab und schaltete den Motor aus. Ich öffnete die Tür. Deeper sprang hinaus und bellte Rita Gray, unsere Nachbarin, an, die mit ihrem Labrador den Weg entlangkam. Ich stieg aus dem Wagen und winkte ihr. Gerade als sie zurückwinkte, kamen zwei Höckerschwäne landeinwärts über ein Feld geflogen – niedrig, man hörte

ihre Flügel im Wind schlagen. Die Labrador-Hündin lief ihnen hinterher und bellte wie blöde.

»Die kriegt sie doch sowieso nicht«, rief Dad.

Rita zuckte die Schultern und lächelte. »Aber es tut ihr gut, John, sie braucht es als Training – oh, hallo, Dominic, ich hab dich gar nicht erkannt.«

»Hi, Mrs G.«, antwortete Dominic und schlurfte ins Haus.

Die Labrador-Hündin war inzwischen den halben Weg hinuntergelaufen, die Zunge hing ihr heraus und sie kläffte den leeren Himmel an.

Rita schüttelte den Kopf und stöhnte. »Verdammter Hund, ich weiß nicht, warum sie – oh, Cait, ehe ich es vergesse, Bill hat gefragt, ob du sie wegen morgen mal anrufst.«

»Okay.«

»Sie wird so etwa bis neun zu Hause sein.«

»In Ordnung, danke.«

Sie nickte Dad zu, dann schritt sie davon den Weg hinunter, ihrem Hund hinterher. Sie piff und lachte und schwang die Hundeleine durch die Luft. Ihr rotes Haar wehte im Wind.

Ich merkte, dass Dad sie beobachtete.

»Was ist?«, sagte er, als er spürte, dass ich ihn ansah.

»Nichts«, antwortete ich lächelnd.

Drinnen hatte Dominic seinen Rucksack auf den Boden geworfen und stapfte die Treppe hinauf. »Ruf mich, wenn es was zu futtern gibt«, sagte er noch. »Ich hau mich nur schnell mal 'ne Runde hin. Bin echt geschafft.«

Die Tür zu seinem Zimmer schlug zu.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, noch jemanden im Haus zu haben. Seine Anwesenheit machte mich nervös. Ich glaube, ich hatte mich dran gewöhnt, mit Dad allein zu leben. Mit unseren Geräuschen, unserer Stille. Ich hatte mich an die Ruhe und Einsamkeit gewöhnt.

Dad hob Dominics Rucksack auf und lehnte ihn gegen die Treppe. Er lächelte mich beruhigend an und sagte, als könne er meine Gedanken lesen: »Er ist einfach ein großes Kind, Cait. Er meint es nicht böse.«

»Ja, ich weiß.«

»Das wird schon. Mach dir keine Sorgen.«

Ich nickte. »Willst du was essen?«

»Jetzt noch nicht, hm? Lass ihn ein paar Stunden schlafen, dann essen wir alle zusammen.« Er beugte sich herab und zupfte an meinen Haaren. »Puschel, sagst du?«

»Puschel«, bestätigte ich.

Dann rückte er ein Haargummi zurecht, trat zurück und sah mich an. »Steht dir gut, ehrlich.«

»Danke«, sagte ich grinsend. »Du siehst auch nicht so schlecht aus. Hast du gemerkt, wie Rita dich angeschaut hat?« »Die schaut doch jeden so an. Sie ist noch schlimmer als ihre Tochter.«

»Rita fragt sogar jedes Mal extra nach dir, weißt du das?«

»Lass das, Cait –«

»Ich mach doch nur Spaß, Dad«, sagte ich. »Jetzt schau nicht so besorgt.«

»Wer ist hier besorgt?«

»Du. Du machst dir ständig Sorgen um alles.«

Wir plauderten noch ein paar Minuten weiter, aber ich wusste, er wollte zurück an seine Arbeit. Immer wieder

schaute er auf die Uhr.

»Ich werd erst mal Bill anrufen«, sagte ich ihm. »Und dann geh ich ein bisschen mit Deefer raus. Wenn ich zurückkomme, mach ich was zu essen.«

»Okay«, sagte er. »Ich glaube, ich arbeite noch ein paar Stunden weiter, solange es geht.«

»Wie kommst du denn mit dem neuen Buch voran?«

»Ach, weißt du, immer die alte Geschichte . . .« Einen Moment stand er einfach nur da, schaute zu Boden, rieb sich den Bart und ich dachte, er würde mir etwas erzählen, ein paar von seinen Problemen mit mir teilen. Aber nach einer Weile seufzte er bloß wieder und sagte: »Also, dann mach ich jetzt mal besser weiter – sieh zu, dass du wieder zurück bist, bevor es dunkel ist. Ich seh dich später, Kleines.« Und damit verschwand er gebeugt in sein Arbeitszimmer und schloss die Tür.

Dad schreibt Bücher für Jugendliche oder *junge Erwachsene*, wie die Buchhändler gern sagen. Wahrscheinlich hast du schon mal von ihm gehört. Vielleicht hast du ja sogar eines seiner Bücher gelesen: *So eine Art Gott; Nichts wird jemals sterben; Neue Welt* . . . Nein? Na ja, selbst wenn du die Bücher nicht gelesen hast, *über sie* hast du bestimmt schon gelesen. Es sind solche, die für Preise nominiert werden, sie aber nie gewinnen, solche, die von den Zeitungen verrissen werden, weil sie angeblich unmoralisch sind, ein schlechtes Beispiel geben und die Unschuld unserer Jugend zerstören. In jedem Fall sind es Bücher, mit denen man nicht besonders viel Geld verdient.

Bill aß gerade, als sie den Hörer abnahm. »Mm-ja?«

»Bill? Ich bin's, Cait.«

»Einen Mm - warte mal eben . . .« Ich hörte den Fernseher im Hintergrund plärren, während Bill kaute, schluckte und rülpste . . . »So«, sagte sie. »Örrps - 'tschuldigung.«

»Deine Mum hat gesagt, ich soll dich anrufen. Ich hab sie auf dem Weg getroffen.«

»Ja, ich dachte schon, die kommt gar nicht mehr in die Puschen - warte mal eben . . .«

»Bill?«

»So ist es besser, ich muss dringend eine rauchen. Wie geht's dir?«

»Gut.«

»Ich hab gesehen, wie du im Auto nach Hause gekommen bist. Wo warst du?«

»Dom abholen.«

»Hey, erzähl mal.«

»Ach, komm, Bill . . .«

»Was ist?«

»Das weißt du *genau*. Mensch, er ist neunzehn.«

»Na und?«

»Du bist fünfzehn . . .«

»Mädchen sind eben früher reif als Jungen, Cait. Das ist allgemein bekannt.«

»So? Na, *du* ganz bestimmt.«

Sie lachte. »Kann ich was dazu, dass meine Hormone so viel Hunger haben?«

»Vielleicht solltest du auf Diät gehen.«

»Pah!«

»Egal, Dom hat eine Freundin.«

»Wen?«

»Weiß ich nicht, jemanden an der Uni, nehme ich an.«

Blitzschnell entwarf ich ein Bild in meinem Kopf. »Eine große Blonde mit langen Beinen und tonnenweise Geld.«

»Das sagst du doch bloß.«

»Nein, echt nicht. Sie heißt Helen, wohnt irgendwo in Norfolk –«

»Da hast du's.«

»Was?«

»Sie wohnt in Norfolk – ich zwei Minuten von euch. Das sagt doch alles.«

Sie lachte wieder, dann legte sie die Hand auf die Muschel und sprach mit jemandem im Hintergrund.

Ich spielte mit der Telefonschnur zwischen meinen Fingern und wischte ein Spinnennetz von der Wand. Dann schlenkerte ich mit dem Fuß. Ich sagte mir: Ignorier es, vergiss es, lass es nicht an dich ran . . . aber ich schaffte es nicht. Die Sache mit Bill und Dominic fing an mir aus den Händen zu gleiten. Am Anfang war es lustig gewesen: *Lieber Dr. Sommer, meine beste Freundin ist verliebt in meinen großen Bruder, was soll ich tun?* Ja, es war lustig gewesen, als Bill zehn und Dominic vierzehn war. Aber jetzt war es überhaupt nicht mehr lustig, weil Bill es nicht mehr als Witz meinte. Sie meinte es wirklich. Und das machte mir Sorgen. Das Dumme war, wenn ich ihr erzählte, was ich wirklich davon hielt, würde sie bloß drüber lachen. Sie würde sagen: Ach, komm, Cait, sei doch nicht immer so schrecklich *ernst*, es ist doch nur ein kleiner Spaß . . .

Deshalb ließ ich es, egal ob richtig oder falsch, einfach weiterlaufen.

»Cait?«

»Ja, wer war das?«

»Was?«

»Ich dachte, du hättest mit jemandem gesprochen.«

»Nein, ist bloß die Glotze. Hab sie nur leiser gestellt. Egal, bleibt es bei morgen?«

»Wie viel Uhr?«

»Wir treffen uns um zwei an der Bushaltestelle –«

»Warum soll ich nicht bei euch vorbeikommen? Wir können doch zusammen zum Bus gehen.«

»Nein, ich muss noch vorher woandershin. Wir treffen uns um zwei.«

»Der Bus fährt um zehn vor.«

»Gut, dann Viertel vor. Was ziehst du an?«

»Anziehen? Ich weiß nicht, nichts Besonderes – wieso?«

»Ach, nichts, ich dachte nur, wir donnern uns zur Abwechslung mal ein bisschen auf.«

»Aufdonnern?«

»Du weißt schon. Rock, Absätze, hautenges Top . . .«

Ich musste lachen. »Wir fahren doch nur nach Moulton.«

»Ja, aber . . . du siehst echt gut aus, wenn du dich zurechtmachst. Solltest du öfter tun. Du kannst nicht andauernd diese abgetragenen Shorts und ein T-Shirt anziehen.«

»*Tu* ich doch gar nicht.«

»Tust du wohl. Shorts und T-Shirt im Sommer, Jeans und Pulli im Winter –«

»Was ist daran falsch?«

»Nichts – was ich nur sagen will: Ab und zu muss man auch mal ein bisschen Aufwand treiben. Bisschen Beine

zeigen, bisschen Bauch, bisschen Lippenstift draufknallen, verstehst du . . .«

»Mal sehen. Vielleicht . . .«

»Ach, komm, Cait. Es wird lustig.«

»Ich hab gesagt, vielleicht.«

»Man weiß ja nie, vielleicht reißen wir einen echt geilen Typen auf . . . Was macht eigentlich Dom morgen?

Ratatazong, Dom.«

»Mensch, Bill.«

»Upps – ich muss auflegen. Ich glaube, Mum ist wieder da, und ich hab immer noch die Fluppe brennen. Wir treffen uns morgen um zwei.«

»Viertel vor – Bill?« Aber sie war schon aus der Leitung.

Ich legte den Hörer auf und ging in die Küche. Das Haus war still. Schwache Geräusche trieben durch die Stille – das angenehme Tap-tap von Dads Tastatur, das Brummen eines Flugzeugs hoch oben am Himmel, der ferne Schrei einer einsamen Möwe. Durch das Fenster sah ich das Containerschiff um den Point fahren – schwer beladen mit bunten Stahlcontainern. Der Himmel darüber bewölkte sich ein bisschen, aber die Sonne schien immer noch warm und hell und tauchte die Insel in einen rosa Schein.

Ich mag diese Tageszeit. Wenn das Licht sanft glüht und die Luft ein Gefühl von Schläfrigkeit verbreitet – dann scheint es, als ob die Insel nach einem langen, schweren Tag ausatmen und sich für die Nacht bereitmachen würde. Im Sommer sitze ich oft Stunden in der Küche und schaue zu, wie der Himmel seine Farbe ändert, während die Sonne untergeht, aber an diesem Abend fand ich keine Ruhe. Ich nehme die Dinge zu schwer, genau wie Dad. Ich machte mir

Sorgen um ihn. Ich machte mir Sorgen um Dominic, dass er sich im letzten Jahr so sehr verändert hatte. Und der Junge auf dem Damm . . . es machte mir Sorgen, wieso ich nicht aufhören konnte an ihn zu denken . . . und Bill . . . ich wünschte mir, ich hätte sie nicht angerufen. Ich wünschte mir, wir würden morgen nicht in die Stadt fahren. Ich wünschte mir . . . ich weiß nicht, was. Ich wünschte mir, ich müsste nicht erwachsen werden. Das Ganze war einfach zu deprimierend.

Ich rief nach Deefer und lief den Fußweg hinunter.

Das Problem mit Dad ist, er hat zu viel Traurigkeit in den Knochen. Man kann das an der Art erkennen, wie er geht, wie er seine Umgebung ansieht und sogar daran, wie er sitzt. Als ich an jenem Abend das Haus verließ, schaute ich hinüber zum Fenster seines Arbeitszimmers und sah ihn, über den Schreibtisch gebeugt, in seinen Bildschirm starren, eine Zigarette rauchen und irischen Whiskey schlürfen. Er sah so traurig aus, dass ich hätte heulen können. Es war dieser unverhüllte Blick der Trauer, den man selten sieht, der Blick eines Menschen, der sich alleine glaubt.

Es ist natürlich wegen Mum. Seit sie tot ist, ist er mit seiner Traurigkeit allein. Nicht dass er mit mir nie über Mum spräche – das tut er schon. Er erzählt mir, wie wunderbar sie war, wie schön sie war, wie freundlich, wie fürsorglich, wie lustig – »Gott, Cait, wenn Kathleen lachte, dann ging dir das Herz auf.« Er erzählt mir, wie glücklich sie zusammen waren. Er zeigt mir Fotos, liest mir ihre Gedichte vor, erzählt mir, wie sehr ich ihn an sie erinnere . . . er *erzählt* mir, wie

traurig er ist. Aber er wird nie seinen eigenen Rat befolgen – nie seiner Traurigkeit ein bisschen Leben gönnen.

Ich weiß nicht, warum.

Manchmal denke ich, es ist deshalb, weil er *will*, dass die Traurigkeit in ihm drinnen stirbt. Dass er sie, wenn sie bei ihm drinnen stirbt, von mir fern hält. Aber was er nicht merkt, ist, dass ich gar nicht von seiner Traurigkeit ausgeschlossen sein *will*. Ich will auch ein Stück von ihr. Ich will sie ebenfalls spüren. Kathleen war meine Mutter. Ich habe sie kaum gekannt, aber das Mindeste, was er tun könnte, wäre mich teilhaben lassen an ihrem Sterben.

Ich weiß nicht, ob das irgendwie Sinn macht.

Ich weiß nicht mal, ob es wahr ist.

Aber das war es, was ich dachte.

Unten an der schmalen Gezeitenbucht, die sich tief ins Land hineinschiebt, war Deefer auf die kleine Holzbrücke spaziert und starrte eine Schwanenfamilie an – ein Elternpaar und drei große Jungschwäne. Einer der Eltern machte ein großes Getöse, um seine Brut zu verteidigen, er näherte sich Deefer mit ausgebreiteten Flügeln, gebogenem Hals und lautem Zischen. Deefer blieb völlig unbeeindruckt. Er kennt das alles. Deshalb stand er einfach nur da, starrte hinüber und wedelte leicht mit dem Schwanz. Ein paar Minuten später gab der Schwan auf, schüttelte den Kopf und paddelte zurück zu seiner Familie.

Die schmale Bucht folgt einer Senke, die parallel zum Strand verläuft und sich die ganze Strecke entlang von der Mitte der Insel bis zum Watt gegenüber dem Point erstreckt. Zwischen Bucht und Strand gibt es eine ausgedehnte